

**Sehr geehrte Freunde des Varietés,
sehr geehrte Artisten und Claqueure,**

es freut mich, daß Sie so zahlreich erschienen sind zu dieser Versammlung, und daß ein jeder von ihnen seinen Zehnt abgibt von seinem Herz, womit wir die Kosten des Mitleids mit Herrn Chandos tragen wollen. Von den Reden meiner zahlreichen Vorgänger kam viel Mitgefühl für sein Schicksal, daß der Tag davon nun bereits bis an den Rand gefüllt ist, und nur ein Seufzer noch fehlte, und schon schwappte etwas davon über und tropfte in mein Gemüt, und dann besitze auch ich ein paar Tränen. Damit will ich aber nun lieber mein Unglück beweinen. Es ist nicht so elegant gekleidet wie das des Herrn Chandos, der seinen Traum wie einen viel zu großen Anzug auf sich zurechtschneidern ließ, damit er ihm am Ende dann auch paßte. Es gleicht eher einem aus vielen Träumen zusammengenähten Fasnachtgewand. Ich weiß nicht, welche Stoffe es eigentlich sind, die mir zu diesem Auftritt verhelfen. Man meinte, als man mich einlud, dieser Anzug stünde mir gewiß vorzüglich. Ich sollte doch das Publikum an der Anprobe teilhaben lassen.

Jemand sagte, und ich spreche es – beiseite gesprochen – nach: Die Literatur selbst ... kennt keine Krisen. Die Krise der Literatur ist nicht die Unverlässlichkeit des Mediums Sprache, sie ist alleine eine Krise der Ansprüche, die sie erfüllen soll. Diese, so gründlich auch die Moderne gesiegt haben mag, ändern sich, wie sich die intellektuellen Moden ändern, unter deren geistigem Regime die Literatur reüssieren muß. Die Krise des Lord Chandos ist heute eine behaglich gewordene Skepsis, die mich kaum berührt; die Einsicht, daß wir für die Dinge und Sachverhalte keine echten Namen, sondern nur aus Konvention und zu ihren Eigenschaften äußerliche Zeichen besitzen, ist zu einem Gemeinsinn geworden. Nur wie ein Nachhall einer historisch gewordenen Kontroverse erreicht mich ein in diesem Brief spürbares Unbehagen an einer sich emanzipierenden Sprache der Wissenschaft, eine Skepsis gegenüber abstrakten Begriffen, die das Einzelne herauslösen aus dem großen Lebenszusammenhang, und das Werden und Vergehen, Fließen und Verwandeln eines alles verbindenden Lebensgefühls zu einer Enzyklopädie unzähliger Beschreibungen machen.

Die Literatur hat niemals den Eid darauf geleistet, eine beständige, sichere Beziehung zwischen Wirklichkeit und Sprache zu bieten. So habe ich auch niemals verstanden, was an dem, was Lord Chandos widerfährt, eine Krise sein soll. Das Besondere an ihr ist jedoch eigentlich, daß sie, genau besehen, geradezu die Inversion der eben dargestellten Krise der Sprache darstellt. Gemeinhin wird, wenn es um das Problem der Undarstellbarkeit geht, die Unfähigkeit beklagt, jemandem das mitzuteilen, was man erlebt hat, während Chandos trittsicher durch dieses unbekannte Feld wandelt und die rauschhafte Unmittelbarkeit seiner sinnlichen Erfahrungen paßgenau in Literatur verwandelt – Worte, wie livriert auftretend und nach jedem Beistrich und Punkt sich unter Verbeugungen aus seinen Einfällen zurückziehend – um zuvor gratis gescheitert zu sein an einem auf Undurchführbarkeit angelegten Projekt, das an keiner Stelle eine tatsächliche Wahrnehmung oder ein mitteilbares Erlebnis als Rückversicherung für ein Scheitern hinterlegt, das sich nicht bloß an der Unbedingtheit der Fiktion messen lassen will.

Dort, wo die Vorstellung des Kreises so weit überdehnt wird, daß die Bogenlinie an keiner Stelle mehr von einer Geraden zu unterscheiden ist, wo die Begriffe wie Geist, Seele und Körper so umfassend werden, daß sie schlicht mit allem, was damit gemeint werden kann, zusammenfallen, dort, kurz vor dem Punkt der äußersten Harmonie, wo die begriffliche Abstraktion ein Projekt mystischer Lebenserfahrung in die Sphäre der Enzyklopädie retten soll, fängt dieses an, seinen eigenen Zweck und seine Gültigkeit zu unterlaufen, infiziert von dem Verdacht, daß die Abstraktion ihr transzendentes Ziel verfehlt.

Ich sage das, um verstehen zu machen, daß ich so diesen Brief als Zeugnis und Bestätigung meiner Einsicht gelesen habe, daß eine Ahnung vom Undarstellbaren zu geben nicht in der Abstraktion beschlossen liegt, in der Weite der Begriffe, unter deren Dach alles Platz findet. Ich stelle mir vor, es gelänge schreibend, jenen darstellbaren Teil so sehr einzuschränken, daß sich nur eine der vielen Möglichkeiten des Undarstellbaren repräsentiert sieht, sich gleichsam als einzige mögliche Verlängerung imaginieren läßt. Denn um das Undarstellbare nicht gänzlich einem Pathos der Leere zu überlassen, müßte es doch immer wieder einen

Vergleich auf das zulassen, was uns ermessen läßt, was es ist, was wir nicht darstellen können.

Daher zerfällt auch die kosmische Ordnung des Projektes »in Teile, die Teile wieder in Teile«, bis die Einsicht des Dichters dort ankommt, wo es sich wieder von etwas sprechen läßt.

Herr Chandos schreibt von einer halbvollen Gießkanne »[...], die ein Gärtnerbursche dort vergessen hat, [...] diese Gießkanne und das Wasser in ihr, das vom Schatten des Baumes finster ist, und ein Schwimmkäfer, der auf dem Spiegel dieses Wassers von einem dunklen Ufer zum andern rudert [...]«

Ja, beugen wir uns über einen dieser kleinen Teile, beugen wir uns über die Welt wie ein Insektenkundler über seinen Fund. Doch die Nadel, die den Schwimmkäfer aufspießt, trifft dabei nur das eigene bloße Entzücken über seine schillernden Flügel, während das Geheimnis des Käfers selbst diesem ohne Finten und ohne Meisterschaft geführten Stoß ausweicht und verschwindet. Und dennoch muß man so tun, als ob die Welt um einen ist wie ein kleines Museum voll erstarrten und auf Nadeln gespießten Lebens.

Doch frage ich mich, da das Gefühl, das Herrn Chandos durchschauert, auch mich hin und wieder besucht: was ist dort nicht, wo die Gießkanne steht: ist es nicht das, was erst dadurch nicht anwesend ist, weil an dessen Stelle die Gießkanne hier ist? Und fühle ich so etwas wie den Abstand der Gießkanne zu der Möglichkeit, daß sie nicht unter dem Nußbaum steht, der Abstand zu dem, was nicht mehr oder noch nicht die Gießkanne ist, nicht mehr oder noch nicht das Wasser in ihr, nicht mehr oder noch nicht der Käfer auf dem Wasser. Wieviel reicher die Möglichkeiten, etwas nicht zu denken, erst dadurch werden ...

Gewiß, auch ich möchte den Schwimmkäfer zu Ende denken. Nichts in seinem Leben soll mich überraschen. Mir gelingt es vielleicht, seinen kleinen und mit glatten, silbrigen Schuppen bedeckten Leib zu beschreiben, diesen Käfer mit langen Fühlern, und drei Schwanzfedern, der auf

sechs schlanken Beinchen über diese Seite eilt, und nun fällt sein Name, hier, auf ihn wie ein Tropfen Harz und hält ihn für immer fest.

Aber wie viel verlockender das Schweben des Zufalls, Augenblicke erhellender Ungenauigkeit, wie die ausgemusterten, unbedeutenden, trüben Momente, in denen die Lupe zwischen dem Auge des Betrachters und dem Käfer hin und her wandert, näher an sein Auge geführt und wieder hinab zum Käfer, bevor sie das richtige Verhältnis finden. In diesen Momenten etwas länger verharren, mag auch in den Glaskästen der Museen dieser Welt unter jedem Käfer ein kleines Kärtchen liegen mit dessen Namen.

So absichtslos wie diese unschlüssige Lupe will ich mich traurig mit einem geeigneten Wort, vielleicht mit einem o, durch das man schauen kann, über mein Leben beugen, die kleinen Impulse und Vorlieben größer und kleiner machen, meine Gefühle und ... ach, nun wie, Herr Chandos, kann man denn aber Erfahrungen machen, die genauer sind als die Begriffe, die dafür zur Verfügung stehen? Wie verträgt sich das mit den Gesetzen von den optischen Linsen?

Die Grille, die Herr Chandos zirpen hört, braucht die Orgel, um reicher so die Verweigerung der Orgel zu sein, die Abwesenheit der Orgel, das im Wachstum angehaltene Instrument, der leisere Lärm, ihre Feilen wetzend, die am Gitter sägen, um aus der reinen Wiesenfabrik auszubrechen. Ach, weil ich nun schon rede: es ist nicht, gewiß nicht so, »daß ein unnennbares Etwas einen zwingt, in einer bestimmten Weise zu denken«, sondern es verhält sich so, das würde ich auch vor Publikum sagen, daß jeder – hier, jetzt – niedergelegte Gedanke das Unnennbare zwingt, uns erahnen zu lassen, welche neue Abwesenheit, welchen gerade nicht gedachten Gedanken, nicht beschriebenen Vorgang wir von da an von neuem vermissen dürfen: vielleicht haben wir dann eine nun an dieser Stelle genauer umrissene Ahnung von dem, was wir an Stelle des Gelungenen eigentlich beschreiben wollten. Ich träume davon, daß mit jeder behaupteten, oder: geretteten Wirklichkeit erst eine unaussprechbare und auf neue Weise nicht denkbare Möglichkeit entsteht.

Das sei an Herrn Chandos frankiert, aber freigemacht heißt auch bei der englischen Post nicht: von allen Sorgen. Mein Fall liegt etwas anders: Ich frage mich, wie es mir heute nun gelingen soll, *weniger* zu zeigen als das Vorhandene, unterhalb der vielen möglichen Bedeutungen zu bleiben, von der auf dem Feld verlassenen Egge die Mühen der Arbeit abzuziehen, die Vorstellungen von Vergeblichkeit, Wiederholung, Einsamkeit, oder vom Hund in der Sonne das Bild der zufriedenen Ruhe.

Ich probiere nun die nächste Sorge an, sie schränkt meine Freiheit besonders bei den Schultern ein wenig ein. Hier, wenn ich den Arm hebe, und auf den ärmlichen Kirchhof in Chandos' Brief zeigen will, ist der Blick des Schneiders dazu verdammt, den Umriss dieses Gebäudes und das Gebiet davor gleich mit der Schneiderkreide nachzufahren und ihn auf den Stoff zu übertragen. Schon trage ich ihn.

Ich weiß nicht, was von dem, was ich sage, mir gehört. Ist nicht jene Melancholie, die einen Augenblick lang, während ich die Szene unter dem Nußbaum betrachte, in mir Wohnung nimmt, ein Reisender, der einen weiten Weg kam und noch einen weiten Weg vor sich hat? Ich ahne, daß die Worte, bevor sie mir gehören, immer schon allen anderen gehören. Aber zugleich ist mir, als gäbe es keine Bilder, Erinnerungen oder Stimmen mehr, mit denen ich das, was ich sehe, wirklich erfahren könnte. Die Gießkanne mit dem Wasser, das Blumen am Grab gießt, auf dem Friedhof, am Rande der Stadt, im Schatten eines Gebirges, aus dem die Flüsse das Blumenwasser ins Tal tragen. Sie sind schon in einem Register des für die Wahrnehmung und für die Beschreibung Auserlesenen und nicht mehr wiederzubeleben. Wie schön dagegen der Traum einer durchlebten Einmaligkeit! Ich weiß, dies klingt so schal und bekannt wie die wohlige Klage des Melancholikers, dem die Helligkeit des Morgens, an dem er aufwacht, schon abgenützt vorkommt von den Sonnenaufgängen früherer Tage. Ich betrachte diese Landschaft mit Nußbäumen im Morgenlicht und schreibe: »Es ist mir, als hätte jemand anderer immer schon vorher um das gewußt, was ich sehen wollte und vor mir seinen Blick ausgelegt, ein schon gesehenes und erlebtes Land.«

Immer ist etwas beteiligt, das seine Anwesenheit verschleiert, seine Beteiligung an der Vermittlung dieser Bilder löscht und nicht mehr wahrnehmbar ist. Ja, wenn dieser Eindruck nur ein künstliches Auge wäre, das man hier und dort meinen Blicken eingesetzt hat. Ich würde es mir vornehmen wie ein Glasbläser. Schon ist es größer, und im nächsten Moment bereits die durchsichtige Kugel am Ende der Pfeife, die der Glasbläser dreht, während er sie mit seiner Atemluft füllt, dann sie von nahe betrachtet und prüft, die Einschlüsse darin, sie wieder von sich weg hält und im Feuer dreht und wieder um ein Stück größer und durchsichtiger macht.

Ich wünschte mir also ein absichtsloses Beobachten: eine Haltung, die nicht schon das, was schon verstanden wurde und bekannt ist, in seinen exquisiten Varianten noch einmal vorzuführen, auf der Flucht vor dem Allgemeinen einen Ort des Rückzugs zu imaginieren, wo etwas, das verbraucht, verbraucht wurde, sich wieder beleben lässt: als die Preziose, als die exzentrische Note. Wie ernüchternd, wenn selbst diese Welt der kuriosen Details und der Berichte extremer Erlebnisse durch die Phrase wieder zusammenfindet, in ihr die grausamsten wie delikatesten Erfahrungen sich anbieten, verstanden und nachgefühlt werden zu können. Man weiß: damit lässt sich jeder Schmerz fühlen, jede Liebe gewinnen, jeder Baum im Morgen- oder Abendlicht betrachten. So erscheint mir die Literatur, zu der ich fähig bin, nur wie eine bloße Verdoppelung der Wirklichkeit.

Wie kann ich meine eigenen Fiktionen behaupten gegen dieses ständige Geltenlassen jeder Fiktion, in dem sich meine verliert und in ihr aufgeht, da sich die vielen Bilder, mit denen Erfahrungen angedeutet oder großflächig ausgeschildert werden, sobald ich sie verwende, sofort mit meinem Gebrauch anreichern, und so schon immer jede Bedeutung mit sich führen, die ich ihnen geben könnte?

Bäume, sperrt man sie eine Nacht nur gemeinsam in einen Raum, verschwören sich zu einem Wald. Was aber sind die Bäume, bevor sie ein Wald sind? Was sind die Absichten und Handlungen, bevor sie ein Ereignis sind? Was sind die Ereignisse, bevor sie eine Geschichte sind?

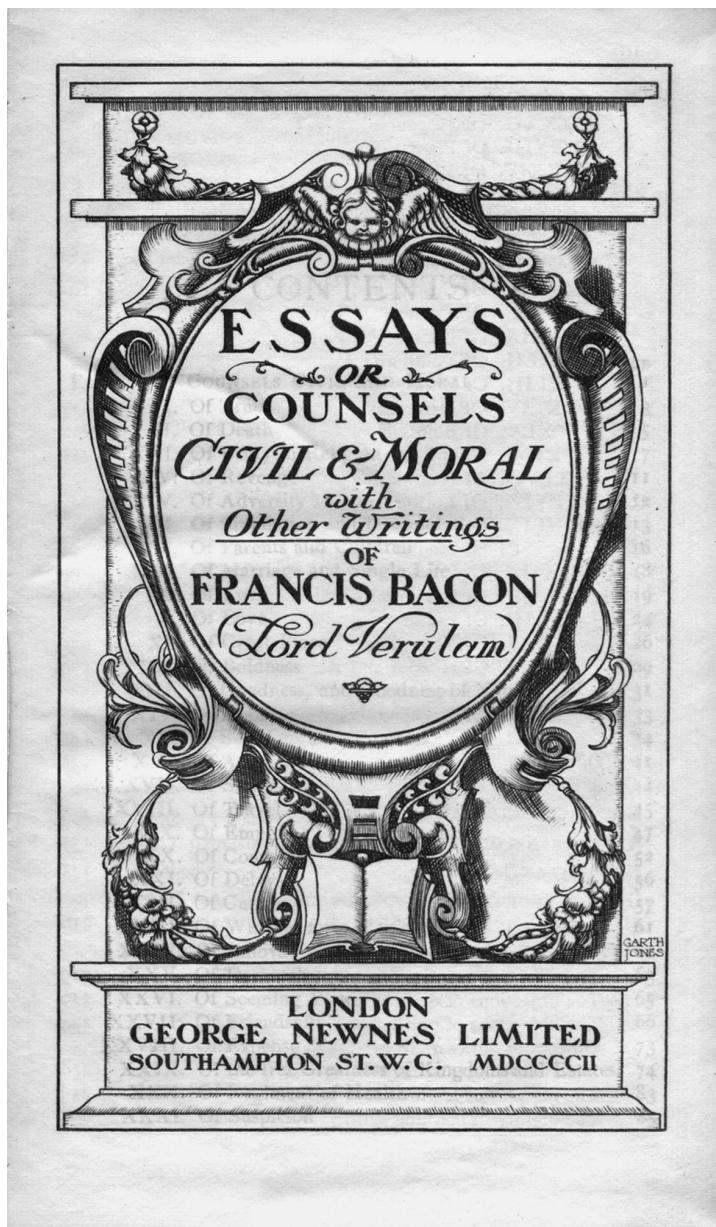
Was ist Trauer am Grab, bevor sie in einer Pose erstarrt und in einer Rhetorik der Grabredner ihr Ende findet?

Sogleich reihen sich große Ereignisse, kleine Erlebnisse, etc. etc. wie in einer einzigen, wunderbaren Nummernrevue aneinander, und schon stehen auf dieser Bühne auch die Nußbäume wie in einer schönen Herbstallee Spalier, und die große Geschichte wird in einer schönen Kutsche vorbeigezogen, die Blätter wirbeln auf, und alle jubeln ihr zu, erkennen sich in ihr wieder.

Und welcher Ausweg hieraus, Herr Chandos, der Sie sich doch einst in einer ähnlichen Lage befunden haben? Ach, wem sonst sind so sehr die Hände gebunden als einem Entfesselungskünstler. Leicht fällt von jenem die Sprachlosigkeit ab wie von diesem das Seil, das er am Ende von sich abstreift und sodann dem Gewirr am Boden, das Augenblicke zuvor noch unbezwingbar schien, lächelnd entsteigt und sich verbeugt.

Und gleiche ich nicht dann auch – vor dieser Kulisse, auf dieser Bühne – wenn ich vorgebe, keine Antwort auf meine Fragen zu besitzen, jenem Zauberer, in dessen billiger Vorstellung, während er beteuert, seine Hände seien leer, im nächsten Augenblick schon nichts anderes mehr geschehen kann, als daß ihm sogleich in einer galanten Drehung aus dem Handgelenk ein Strauß Blumen fällt?

Es tut mir leid. Ich habe tatsächlich keine Antwort. Die Blumen, die ich hervorzaubern könnte, gleichen zu sehr den Rosen der Liebe, der Kostbarkeit der Orchideen, den Tulpen der flämischen Malerei.



Ausgabe der »Essays« von Francis Bacon, die Hofmannsthal besessen hat –
Hofmannsthal-Bibliothek, Freies Deutsches Hochstift Frankfurt a.M.

THE "CHANDOS CLASSICS."

THE ESSAYS
OF
LORD BACON,
INCLUDING HIS
MORAL AND HISTORICAL WORKS.

NAMELY

THE ESSAYS.	ADVANCEMENT OF LEARNING.
THE COLOURS OF GOOD AND EVIL.	WISDOM OF THE ANCIENTS.
ORNAMENTA RATIONALIA, OR ELEGANT SENTENCES.	NEW ATLANTIS.
SHORT NOTES FOR CIVIL CONVERSATION.	APOPHTHEGMS.
	HISTORY OF HENRY VII.
	" " HENRY VIII.
	" " ELIZABETH.

WITH MEMOIR, NOTES, AND GLOSSARY.



London and New York:
FREDERICK WARNE AND CO.
1888.

Ausgabe der »Essays« von Francis Bacon in der Reihe »Chandos Classics«,
von der wir gerne wüßten, ob Hofmannsthal sie gekannt hat – U.R.

